



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Was lehrt uns die ostasiatische Geschichte der letzten fünfzig Jahre?

Franke, Otto

Berlin, 1905

urn:nbn:de:gbv:46:1-15093

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

==== Verhandlungen 1903/05. ====

Band VIII. Heft 4.

Dr. O. Franke

**Was lehrt uns
die ostasiatische Geschichte
der letzten fünfzig Jahre?**

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft am 23. Februar 1905.



Berlin 1905
Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen)

4.6

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant v. Kettler.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamtes.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Dr. Schön, Regierungs-Rat.

Simons, Major z. D.

W. Staudt, Konsul.

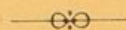
Valois, Vize-Admiral z. D.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



4)

**Was lehrt uns
die ostasiatische Geschichte
der letzten fünfzig Jahre?**

Vortrag
von
Dr. O. Franke. ✓



571069

Der nachstehende Vortrag des Herrn Dr. O. Franke wurde am 23. Februar 1905 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Herren!

Die ostasiatische Geschichte der letzten fünfzig Jahre ist im wesentlichen die Geschichte der modernen Beziehungen zwischen dem Abendlande und Ostasien. Ich sage moderne Beziehungen, weil die Verbindungen allgemeiner Art mit dem fernen Osten, und zwar geistige wie wirtschaftliche, natürlich weit älter sind als fünfzig Jahre, während die Beziehungen, die heute zwischen den beiden Welten bestehen, ihrem Wesen nach verschieden davon sind. Jene älteren Verbindungen waren urwüchsiger, privater, unbestimmbarer Art, die modernen Beziehungen dagegen sind staatsrechtlich geregelt, amtlich codifiziert und einseitiger Änderung entzogen. Sie beruhen auf Staatsverträgen und nehmen daher ihren Anfang mit dem Abschluss des ersten dieser Verträge, d. h. mit dem englisch-chinesischen Verträge von 1842. Tatsächlich wirksam geworden sind die damit geschaffenen neue Beziehungen freilich erst um mehr als ein Jahrzehnt später. Seit jener Zeit ist die Geschichte der ostasiatischen Völker, und zwar ihre innere Entwicklung sowohl, wie ihr Verhalten nach aussen, fast ausschliesslich bestimmt worden durch die Wirkung dieser neuen Beziehungen. Da die Ursachen, die geschichtsbildenden Faktoren für jene Völker gänzlich neu waren, so mussten auch die Wirkungen entsprechend sein und der historischen Entwicklung einen völlig anderen Charakter verleihen als den, den sie vorher gehabt hatte. Wenn wir heute, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, diese Entwicklung überblicken, so wird uns nicht zum wenigsten die ausserordentliche Beschleunigung auffallen, mit der die Geschichte in diesem Zeitraum fortgeschritten ist, eine Beschleunigung, die selbst für uns Abendländer etwas überraschendes, fast möchte ich sagen etwas beängstigendes hat, geschweige denn für die beschaulichen

Völker des Orients, an denen bis dahin die Jahrhunderte in gleichmässigem Schritt vorbeigezogen waren. Frieden und Krieg, Glück und Unheil hatte zwar auch ihnen die Zeit in wechselnder Reihe gebracht, aber schliesslich waren es doch immer dieselben leicht verständlichen Bilder, die sich vor ihnen abrollten, denn der Geist, der jene Bilder beseelte, war ihnen seit Jahrtausenden vertraut. Es war der Urväter Weisheit, die sie wirken sahen, und deren Anfang für sie mit dem Beginn der Schöpfung zusammenfiel, ewige Gedanken, deren Träger wohl wechselten, die aber selbst unberührt blieben vom Lauf der Dinge, unabänderlich, unzerstörbar wie das Firmament des Himmels, dem sie entstammen sollten.

Da kam der Wendepunkt in der Geschichte auch für sie. Hinter den Bergen und Wüsten, hinter denen sie nur andere Berge und andere Wüsten vermutet hatten, lagen neue Welten, von deren Inhalt sie nichts geahnt, Welten mit vorwärtsdrängenden Völkern, die von ihrer Rasse-Energie getrieben wurden, den Erdball zu durchforschen und nutzbar zu machen. Diese Neulinge drangen auch ein in die Jahrtausende alte Gleichmässigkeit des fernen Ostens; neue Gedanken, neue Gesetze, neue Kräfte brachten sie mit sich, alte Schranken rissen sie nieder und mit unerhörten Forderungen traten sie auf. So begann eine neue Zeit, für die man in der Vergangenheit vergeblich nach einem Vorbilde suchte. Wandlungen, die früher Jahrhunderte zu ihrer Entwicklung gebraucht hatten, schienen sich im Laufe weniger Jahre zu vollziehen, die Ereignisse drängten einander, und immer rascher, immer stürmischer wurde der Gang der Geschichte, je mehr die Kräfte des Abendlandes sich entfalteten, je zahlreicher, je verschiedener, je feindseliger unter einander die Völker wurden, die es entsandte, und je mannigfaltiger die Bestrebungen waren, denen sie nachgingen.

Die Welt, in die das Abendland mit seinen Staatsverträgen und seinem politischen Ausdehnungsbedürfnis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eindrang, war die chinesische Kultur-Sphäre, mit Grössen-Verhältnissen, denen gegenüber

die westlichen Kultur-Gebiete, Hellas und Rom mit eingeschlossen, als winzige Gebilde erscheinen. Die Völker, die man allmählich näher kennen lernte, waren geistig alle, politisch fast alle abhängig von dem mächtigen Weltstaate, der sich mit Recht — von seinem Standpunkte — als „das Mittelreich“, das Zentrum der Welt betrachten konnte. Es währte nicht lange, bis der kluge Fremdling herausfand, dass dieser gewaltige hierokratische Staat mit dem „Himmelssohn“ an der Spitze politisch keineswegs so fest gefügt war, dass man nicht einige äussere Bestandteile ohne grosse Schwierigkeit davon lösen konnte. England und Frankreich waren infolge ihrer früheren Beziehungen zu Vorder- und Hinter-Indien die ersten, die diese Erkenntnis verwerteten: i. J. 1861 erklärte England von Indien aus sein Protektorat über Sikkim, nicht viel anders wurden bald nachher Nepaul und Bhutan gestellt, 1885 ging Birma in englischen Besitz über. Frankreich, dem seine Missionare vorgearbeitet hatten, ergriff i. J. 1862 Besitz von Saigon, 1867 von Cambodja, 1874 von Tongking und 1882 von Annam. Siam, das trotz moderner Ablehnungen ein Tributstaat von China war, verdankt seine Selbständigkeit dem Verhältnis der beiden genannten europäischen Mächte unter einander. Russland, das sich seinen Weg durch den asiatischen Kontinent gebahnt hatte, erwarb i. J. 1860 das Amur- und Küsten-Gebiet, i. J. 1871 besetzte es Ili und Kuldja. Europäische Vorbilder waren es wohl, die auf die Japaner einwirkten, als sie sich i. J. 1880 die Liu-Kiu-Inseln aneigneten und 1895 Formosa. Das Schicksal von Korea, das ja seit 1895 nominell selbstständig war, den drei mandschurischen Provinzen und Tibet harret jetzt der Entscheidung und beschäftigt heute die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt. Die Vorgänge des Jahres 1900 sind noch in Aller Gedächtnis. Wir haben somit, auch bei rein äusserlicher Betrachtung, eine ungewöhnlich grosse Zahl scharf hervortretender Ereignisse auf einen kleinen Zeitraum zusammengedrängt vor uns, und zwar scheinen die Pausen dazwischen immer kleiner zu werden, je näher man der Gegenwart kommt. Und doch sind diese Ereignisse nur die äusseren

Kennzeichen, nur die sichtbaren Resultate von verschiedenen Entwicklungs-Reihen: welch' intensives Wachstum neuer Gedanken und neuer Pläne ist ihnen vorangegangen, welche Kämpfe und Erregungen haben sie begleitet, und wie mannigfaltig ist der Einfluss gewesen, den sie auf wirtschaftlichem, politischem und kulturellem Gebiete ausgeübt haben. Von den blutigen Kämpfen der Gegenwart, über deren Wirkung uns heute kaum schon ein Urteil zusteht, sehen wir dabei noch ab, ebenso braucht hier nicht an das erinnert zu werden, was erst später hervortretende Mächte, vor allen Deutschland und Amerika, in der jüngsten Zeit geleistet und erfahren haben. Es ist also ein inhaltschweres halbes Jahrhundert, das wir überblicken, reich an äusseren Ereignissen und Wandlungen und reich durch eine intensive und komplizierte Entwicklung zahlreicher neuer, zum Teil heterogener Kräfte. Eine solche Zeit kann unmöglich spurlos vorübergehen an den Generationen, die ihr angehören, mögen die Einzelnen mittelbar oder unmittelbar oder auch gar nicht an diesen Ereignissen und Entwicklungen beteiligt gewesen sein. Schon die eine Tatsache: das Zusammentreffen zweier völlig verschiedener Kultur-Sphären, die bis dahin nichts oder fast nichts von einander gewusst hatten, ist ein historisches Ereignis von kaum übersehbaren Folgen. In meinen früheren Vorträgen habe ich versucht, Ihnen die Wirkung dieses Zusammentreffens auf der ostasiatischen Seite zu schildern, prüfen wir heute einmal, was für uns dieser noch im Werden begriffene Prozess bedeutet, welche Lehren wir aus diesem Kapitel der Weltgeschichte ziehen können. Auch dem flüchtigsten Blicke muss sich bei einer Betrachtung dieser fünfzigjährigen Geschichte eine Fülle von Fragen politischer, wirtschaftlicher, militärischer, technischer, sozialer, allgemein wissenschaftlicher, philosophischer Art entgegendrängen, von denen auch nur einige erschöpfend zu behandeln im Rahmen eines Vortrages natürlich unmöglich ist. Wir wollen daher alle diese Detail-Fragen bei Seite lassen und vielmehr den Versuch machen, einige allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, von denen aus wir Klarheit über das

gegenwärtige Verhältnis von West zu Ost erhalten können, und die vielleicht sogar einige Lichtstrahlen in die Zukunft fallen lassen.

Als die Mächte des Abendlandes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ostasien ihre Staatsverträge abschlossen, trafen sie dort, wie schon erwähnt, auf den chinesischen Universalstaat. Zu diesem gehörte, im engeren Sinne, alles was zwischen dem Amur, dem Ocean und dem Himalaya lag; eine Ausnahme machte nur der japanische Inselstaat, der nur geistig, nicht aber politisch zu dieser Welt gehörte. Von dem Wesen dieser hierokratischen Universal-Monarchie verstanden die Abendländer genau so wenig wie die Chinesen von den nationalen Staaten des Westens. Wäre ein solches Verständnis vorhanden gewesen, so hätte man vielleicht den Chinesen Verträge in der Form nicht mit Waffengewalt aufgezwungen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, die grundverschiedene Auffassung der beiden kontrahierenden Parteien festzustellen und eine Aufklärung herbeizuführen. China kannte nur den einen Staat der identisch war mit der bewohnten Erde, sein Herrscher war der von Gott eingesetzte Statthalter des Himmels und daher zugleich der Hohepriester, sein Reich die Erde, sein Volk die Menschheit; die verschiedenen Völkerschaften lebten in diesem Weltstaate unter ihren eigenen Oberhäuptern, die ihrerseits die Macht ausübten im schweigenden Auftrage des Universalherrschers. So hatten es die Weisen des Altertums gelehrt, und die Geschichte hatte bisher dazu gestimmt. Das Abendland dagegen bestand aus einer ganzen Anzahl gleichberechtigter, von einander unabhängiger nationaler Staaten; es sah also natürlicherweise auch in China einen begrenzten Nationalstaat, während es tatsächlich mit dem unbegrenzten Universalstaate zu tun hatte. Da ihm der Begriff eines solchen unbekannt war, so mussten die daraus hervorgehenden Auffassungen als unsinnige Prätensionen erscheinen. Den Chinesen ihrerseits waren die Vorstellungen, dass es unabhängige Staaten mit Kultur und Bildung geben sollte, die ausserhalb des grossen

ethisch-politischen Weltgefüges ständen, ebenso unfasslich, die darauf gegründeten Ansprüche ebenso sinnlos. Es ist notwendig, sich dieses beiderseitige Missverständnis vor Augen zu halten, denn es hat die ostasiatische Geschichte bis in die neueste Zeit stark beeinflusst, zum Teil bedingt. In einer solchen fundamentalen Verkennung der Situation wurden die Verträge abgeschlossen, d. h. die Chinesen wurden mit Waffengewalt gezwungen, sie zu unterzeichnen. Die Art, wie die Verträge bald nach ihrem Abschluss von China missachtet wurden, und die Rücksichtslosigkeit, mit der das Abendland alle chinesischen Einwendungen zurückwies, können unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen. Auch die Tatsache darf nicht überraschen, dass das Missverständnis noch Jahrzehnte hindurch seine unheilvollen Wirkungen ausübte, Misstrauen und Verachtung, Überhebung und Ungerechtigkeit, Erbitterung und Hass erzeugte, und fast ununterbrochene politische Komplikationen auf allen Seiten hervorrief. So tiefgehende völkerpsychologische Wandlungen, wie sie hier notwendig waren, vollziehen sich nicht von heute auf morgen; wir vergessen aber nur zu leicht, wie kurze Zeit wir selbst erst auf der Höhe unserer heutigen politischen und wirtschaftlichen Auffassungen stehen. Ein geistvoller englischer Kenner des Chinesentums, ein ehemaliger Vertreter der „Times“ in China, schrieb im Jahre 1892 über Chinas Verhalten dem Auslande gegenüber: „Die Nationen des Westens haben China nicht die Zeit gelassen, die ihm notwendig war zum nachdenken (d. h. über die durch die Verträge geschaffene neue Lage), sie haben es vielmehr in eine Aktion hinein getrieben, auf die es nicht vorbereitet war, ja die es nicht einmal verstand. Und für diese Aktion soll es nun alle Folgen erleiden, die sich, mögen sie sein welche sie wollen, aus dem Handel ergeben, den es mit geschlossenen Augen einzugehen gezwungen worden ist.“ Die Meinung, die sich während dieser Periode der Verständnislosigkeit und der wachsenden Verbitterung der Westen vom Osten und der Osten vom Westen bildete, lässt sich mit wenigen Worten ausdrücken. China

(Japan fand als ostasiatische [Macht noch keine grosse Beachtung) war für das Abendland ein unfruchtbarer Klotz auf dem Wege des allgemeinen Fortschritts, der nur dazu gut war, zertrümmert und für Kulturzwecke verwendet zu werden; dieses Volk des Dünkels und der politischen Borniertheit hatte durch seinen Eigensinn und seine Abschliessung alles Recht auf Schonung verwirkt. Eine der grössten deutschen Zeitungen schrieb noch im Jahre 1900: „China ist als ein Kulturhindernis anzusehen. Es ist ein zum Teil hochkultiviertes Land, aber niemals ein Kulturland in unserem Sinne, nicht einmal eines im Sinne antiker Kultur gewesen. Es hat nicht befruchtet, wohlgetan, sondern stets die Rolle des Geizhalses des Sonderlings, des geistig Hochmütigen und gesellschaftlich Exklusiven gespielt.“ Und weiter: „China ist das Land der Erstarrung, der Beraubung, der Ungerechtigkeit, der Verschmutzung, der Dummheit, des Hochmuts, des Egoismus, der Lüge, der Grausamkeit, der Feigheit — kurz des Verfalles in jeder Beziehung, aber man könnte auch — und das ist das merkwürdige — wieder viele Eigenschaften aufzählen, die ein glänzendes Kehr Bild geben würden. Im Volke stecken sehr viele gute Eigenschaften; doch es ist eine ganz hoffnungslose Sache, zu glauben, dass diese hinreichen, aus sich heraus China zu einem Staategebilde zu reformieren, mit dem ein modus vivendi für die Kulturstaaten möglich wäre.“ China auf der anderen Seite glaubte sich sein Urteil über den Westen nach den Opfern bilden zu müssen, die es in seiner Wehrlosigkeit dem andrängenden Europäertum zu bringen hatte, und die vor allem in der Preisgabe fast seiner gesamten Aussenländer bestanden: es hielt die Fremden für brutale Gewaltmenschen, denen die Begriffe Bildung und Gerechtigkeit unbekannt waren. „Die Schwierigkeiten in der Behandlung auswärtiger Angelegenheiten“, schrieb der verstorbene Marquis Tsêng unter dem Jahre 1878 in sein Tagebuch, „liegt darin, dass die Fremden für Vernunftgründe unzugänglich sind.“ Schilderungen des Europäertums in erheblich grelleren Farben weist die moderne chinesische

Litteratur in grosser Anzahl auf; einige Beispiele habe ich in meinen früheren Vorträgen*) mitgeteilt. Die Frage ist, besonders in jüngster Zeit, oft erörtert worden, auf welcher Seite das grössere Mass von Schuld zu suchen sei für diese unheilvolle Versändnislosigkeit. Ich glaube, die Frage ist ziemlich müssig. An derartige historische Vorgänge, die in dem Geistesleben ganzer Völker ihren letzten Ursprung haben, später, wenn sie einen bestimmten Abschnitt in der Entwicklung erreicht haben, das gewöhnliche Mass von Recht und Unrecht anlegen zu wollen, muss immer ein missliches Unternehmen sein. Nur soviel mag hier gesagt werden, dass es an Mahnungen, Warnungen, Belehrungen auf der westlichen wie auf der östlichen Seite nicht gefehlt hat; aber diese Stimmen sind Jahrzehnte hindurch meist ungehört verhallt, zum Teil haben sie sogar offene Feindseligkeit hervorgerufen. Die bessere Erkenntnis musste allmählich emporwachsen wie ein gesunder Baum, der langsam durch wucherndes Unkraut hindurch zum Lichte strebt.

Und diese Erkenntnis ist jetzt sichtbar im Wachsen begriffen. In China setzte das Wachstum vor etwa zehn Jahren ein. Die Ereignisse des japanischen Krieges und was darauf folgte rüttelten weite Kreise der Gebildeten auf. Das gewaltige Missverhältnis zwischen dem Kräftezustande des beharrenden China und des europäisch umgeformten Japan zwang nun doch die Frage nach den Ursachen hiervon auf. Man fing jetzt ernstlich an, nach den Quellen zu suchen, aus denen die überlegene Stärke der Westmächte sich herleitete, man begann das Wesen dieser anspruchsvollen Völker genauer zu betrachten, man hörte auf, nur die barbarischen Gewaltmenschen in ihnen zu sehen, studierte ihre politischen Auffassungen und ihre staatliche Verfassung, verglich damit die Weisheit des Altertums und ihre Deutung und kam bald zu

*) Verhandlungen der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft Bd. VIII H. 1. Geistige Strömungen im heutigen China. Vortrag von Dr. O. Franke. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. M. 0,60.

der Einsicht, dass zwischen Chinesentum und Europäertum ein äusserlich wohl beobachteter, aber seinem inneren Wesen nach unerfasster Gegensatz bestand, dessen Schärfe in letzter Linie auf Unkenntnis beruhte, mit einem Worte: man fing an, den nationalen Staat zu begreifen, den Unterschied zwischen Universalismus und Individualismus zu verstehen. In einer der zahllosen politischen Abhandlungen, wie sie in jener Zeit in China entstanden, lesen wir: „Die Erde besteht nicht bloß aus einem Reiche, ein Reich nicht bloß aus einem Menschen. Von dem Menschen aber hat jeder seinen eigenen Geist, und jeder Geist seinen eigenen Gedanken. Wenn man nicht die allgemeinen Verhältnisse der verschiedenen Staaten prüft, so kann man ihre Stärke und ihre Schwäche nicht erkennen; wenn man ihr Geistesleben nicht studiert, so kann man das edle oder verwerfliche ihrer Ziele nicht beurteilen; wenn man ihre Wissenschaften nicht durchforscht, so kann man ihre Leistungsfähigkeit nicht kennen lernen.“ Und ferner in einer ähnlichen Schrift: „Die Europäer sagen, die gesamte Menschheit hat durch göttlichen Willen das Recht der Persönlichkeit erhalten. Darum hat jeder Mensch und jeder Staat das Recht der Persönlichkeit, und niemand darf einem andern dies Recht beeinträchtigen. Wer dies tut, verstösst gegen die göttliche Rechtsordnung, verletzt die sittliche Norm der Menschheit. Wer also einen Menschen erschlägt oder verletzt oder ihm sein Eigentum stiehlt, der beeinträchtigt das Recht der Persönlichkeit in besonders starker Weise. Darum ist selbst dem Fürsten eines Landes durch das Gesetz verboten, das Recht der Persönlichkeit zu beeinträchtigen Der Unterschied zwischen China und dem Abendlande ist der, dass man in China mittels der religiös-ethischen Staatslehre regiert, im Abendlande aber mittels des Gesetzes . . . In China hält man ein einziges gleichmässiges Grundprinzip und gleiche Anschauungen für das beste, die Europäer aber lieben Parteiungen und teilen sich nach ihrer Art.“ Im Abendlande brachte man einer Erklärung dieses Gegensatzes zwischen Ost und West natur-

gemäss nicht annähernd dasselbe Interesse entgegen, denn hier handelte es sich bei dem Verhältnis zu Ostasien nicht um Fragen der politischen Existenz, sondern lediglich um solche der wirtschaftlichen Entwicklung, manchmal auch, zunächst in England, Frankreich und Russland, um Fragen der kolonialen Ausdehnung und Eroberung. Im übrigen galten die Länder des chinesischen Kultur-Kreises für ein Gebiet, in dem man seine Waren mit Vorteil verkaufen, und von dem man jederzeit, wenn man wollte, Arbeits-Sklaven erhalten konnte. Das Geistesleben der Völker dort kannte man nicht, wünschte es auch nicht kennen zu lernen; die Völker selbst waren unzivilisiert und widerwärtig, man nahm an, dass man sich demnächst ebenso in ihre Länder teilen würde, wie man Afrika verteilt hatte. Diese Anschauungen erreichten ihren Höhepunkt nach dem japanischen Kriege von 1894, der den neu geschaffenen japanischen Nationalstaat für die europäische Auffassung aus dem ostasiatischen Völker-Konglomerat als etwas besonderes ausscheiden liess. Die politische Aufmerksamkeit wurde während dieser Zeit in Europa zwar erheblich gesteigert, nicht aber das eigentliche Verständnis. Erst die Ereignisse des Jahres 1900, die natürlichen Folgen dessen, was vorhergegangen war, brachten nicht blos den Regierungen, sondern auch einem Teile des gebildeten Publikums im Abendlande die Notwendigkeit, sich mit dem Wesen des Chinesentums näher bekannt machen zu müssen. Damit aber, d. h. nicht mit jenen Ereignissen, sondern nach ihnen, beginnt auch im Westen die neue Erkenntnis zu spriessen. Gar mancher, auch besonders in Deutschland, kam anderen Sinnes aus diesem seltsamen Kriege zurück als er hinausgezogen war. General-Feldmarschall von Waldersee selbst sagte bei dem Festmahl in Hannover am 7. April 1902: „Ich habe auch mit diesem wunderbaren Volke der Chinesen amtlich und privatim verkehren können, und darum war ich auch nach Kräften bemüht, es zu studieren und kennen zu lernen. Aber ich bin mit der Überzeugung geschieden, dass ich darin nicht weit gekommen bin, und mit der ferneren

Überzeugung, dass alle sogenannten Kenner Chinas China gar nicht kennen.“ (Dieses letztere Urteil kann ich aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus nur bestätigen). Der Vertreter eines bekannten Berliner Blattes während des Krieges in China schrieb nach seiner Rückkehr: „Dieses Ereignis (der Krieg von 1900) bleibt bei weitem das bedeutungsvollste für die zukünftige Entwicklung unseres Volkes, das wir seit 1870 erlebt haben. Es gehört zu denjenigen, deren Tragweite sich nicht verkleinert, sondern vergrössert, je höher und universaler die Warte ist, von der aus man es ansieht, und je mehr man es in seinem zeitgeschichtlichen Zusammenhange erfasst. Wer es vermag, seine Augen nicht nur über die Grenzen des Vaterlandes, sondern auch über die Europas zu erheben, der erkennt staunend, dass die Völker des Erdballs gegenwärtig eine Epoche von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung erleben. Bisher meinten wir Europäer, wenn wir den tönenden Namen „Weltgeschichte“ brauchten, doch eigentlich nur die Geschichte der Völker des abendländischen Kulturkreises, der europäischen Nationen und der vorderasiatischen oder nordafrikanischen, die mit dem Mittelmeer in Beziehung standen. Von anderen grossen Kulturkreisen wird nur gelegentlich und flüchtig der indische mit in die Betrachtung gezogen So gut wie ganz unberücksichtigt blieb aber in der allgemeinen Auffassung der Weltgeschichte der gewaltige ostasiatische Kulturkreis mit seiner eigentümlichen, Jahrtausende alten, in ihrer Art höchst bedeutenden Geschichte.“ Derartige Urteile aus europäischen Publikationen der letzten Jahre liessen sich in grosser Zahl anführen. Sie stimmen alle darin überein, dass man der Entwicklung der Dinge in Ostasien entweder gedankenlos gegenüber gestanden habe, oder sich von irrigen Auffassungen habe leiten lassen. Europa begann das Gewissen zu schlagen. Man fing an zu bedenken, dass die zahlreichen Rechte, die man in China erwirkt hatte, doch auch gewisse Verpflichtungen auferlegten, die Verpflichtung vor allem, sich etwas sorgfältiger um die Schwierigkeiten zu kümmern, die der chinesischen Regierung

dadurch erwachsen waren, dass man ihr so völlig einseitige Staatsverträge aufgezwungen hatte — Verträge, die, wie Sir Robert Hart in seinen Aufsehen erregenden Artikeln der *Fortnightly Review* i. J. 1901 schrieb, „das Resultat waren von einem mehr aufgenötigten als verlangten Verkehr, die nach einer Niederlage angenommen, aber nicht eigentlich verhandelt wurden, die von China das erlangten, was die Fremden nötig zu haben glaubten, nicht aber was China zu bewilligen wünschte, Verträge, die ohne Gegenseitigkeit waren, deren Bestimmungen nur festsetzten, was China anderen Völkern zu gewähren hatte, in keiner Weise aber die anderen Völker verpflichteten, irgend etwas dem chinesischen Volke zu gewähren.“ Dass man China, auch gegen seinen Willen, Verträge aufzwang, war richtig und notwendig, aber man fühlte im Abendlande jetzt, dass man dem Lande, von dem man unzweifelhaft vieles erhalten hatte, auch zu Leistungen verpflichtet war, wenigstens aber zu einem ehrlichen Verständnis seiner Schwierigkeiten und zu etwas mehr Geduld bei seiner Einfügung in die neuen Verhältnisse.

Die neue Erkenntnis machte ihren Einfluss auch auf einem Gebiete fühlbar, das das chinesische Geistesleben ganz besonders nahe berührt, nämlich auf dem der christlichen Propaganda in China. Auf die oft und leidenschaftlich erörterte Missionar-Frage hier näher einzugehen, ist nicht meine Absicht. Es genügt, hervorzuheben, dass die christliche Propaganda in China ihrem Wesen nach politisch ist und notwendigerweise politisch sein muss. Das zeigt, abgesehen von allem anderen, schon folgende höchst einfache Deduction. Das Wort der chinesischen Sprache, das für „Religion“ gebraucht wird, bedeutet zugleich „Staatslehre“, d. h. in der chinesischen Gedankenwelt ist Religion Staatslehre. Und tatsächlich ist auch der chinesische Universal-Staat die Verkörperung der uralten religiösen Ideen, die zwar confucianisch genannt werden, in der Tat aber weit älter sind als Confucius. Der Staat ist also zugleich die Kirche, und er bedeutet sogar für die chinesische Religion noch weit mehr als die christliche Kirche

für das Christentum: diese letztere ist nur ein Teil des christlichen Dogmas, in China ist der Staat das ganze Dogma, die gestaltete Religion. Wer nun in diesem Kirchenstaate eine neue Religion lehrt, der lehrt ein neues Staatsrecht und strebt danach, den confucianischen Staat zu beseitigen, um an seine Stelle einen anderen zu setzen. Man mag ein solches Beginnen nun für richtig oder für unrichtig, für nötig oder für unnötig halten, immer wird man zugeben müssen, dass es nicht nur eine ungeheuer schwierige, sondern auch eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe ist. Für eine solche Aufgabe aber bedarf man der erleuchtetsten Geister, der kenntnisreichsten, vorurteilsfreiesten und vorsichtigsten Männer. Gerade in dem Punkte aber haben die Missionen gefehlt. Sie haben oft, viel zu oft Männer verwandt, die bei aller Reinheit des Willens für ihre Aufgabe gänzlich ungeeignet waren. Das zeigt schon die eine Tatsache, dass man, unbeschadet vieler hervorragender Leistungen, nirgends eine einseitigere, hartherzigere Verurteilung der Chinesen und ihrer Kultur findet als in den Schriften zahlreicher Missionare. Aber auch hier macht sich ein Wandel zum Besseren bemerkbar, und zwar kommen die Mahnungen auch aus dem Kreise der Missionare selbst. In einem Aufsätze der Missions-Zeitschrift „Chinese Recorder“ weist ein englischer Missionar darauf hin, dass „die Taktik der Provokation und des blossen zerstörenden Angriffs gegen einheimische Überzeugungen und Einrichtungen durchaus nicht das wirksamste Mittel sei, sie umzuformen.“ So vertritt auch der letzte Jahresbericht des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins einen wesentlich versöhnlicheren Standpunkt mit Bezug auf die Bildung einer christlichen Kirche in China, die dem confucianischen Staatsrecht zunächst eben noch als Staat erscheinen muss. Es heisst dort: „Selbstverständlich müssen früher oder später Formen gefunden werden für das Zusammenleben und die Beziehungen der von Gottes Geist erfassten Persönlichkeiten unter den Chinesen. Diese Formen werden dem chinesischen Wesen entspringen müssen und werden von den uns ge-

wohnten Formen wohl ziemlich stark abweichen. Das kann aber nicht von Fremden gemacht werden, sondern muss, wenn die Zeit erfüllt ist, aus dem Chinesentum heraus geboren werden.“ Es wird eine von den neu erkannten Verpflichtungen der abendländischen Regierungen sein, zu helfen, dass dieser allen Erfahrungen nach allein mögliche Standpunkt praktisch wirksam gemacht werde.*) Im Jahre 1871, bald nach dem Tientsin-Massacre, richtete die chinesische Regierung eine Denkschrift an die fremden Mächte, in der sie auf die schweren Gefahren hinwies, die durch die unkontrollierte Tätigkeit der Missionare und ihrer einheimischen Anhänger mit Notwendigkeit hervorgerufen werden müssten, und in der sie flehentlich um Hilfe zur Abwendung dieser Gefahren bat. „Was die Abendländer betrifft,“ so lesen wir dort — und diese Äusserungen sind auch bezeichnend für die Eindrücke, die man in China damals von der europäischen Politik hatte — „so streben sie nur danach, sich der Schwierigkeiten des Augenblicks zu entledigen; ob dadurch die Geister noch mehr erregt werden, darum kümmern sie sich nicht. Zwang anwenden, das ist alles, woran sie denken . . . Aber Sorge für die Zukunft gilt nichts in dieser kurzsichtigen Politik. Und wenn wir uns bemühen, gemeinsam mit den Abendländern durch wirksame Mittel ein wirklich dauerndes Einvernehmen

*) Während des Druckes dieser Zeilen erhalte ich die Zuschrift eines englischen Missionars Warren an den in Schanghai erscheinenden „North China Herald,“ in der die Art, wie man die christliche Missions-Tätigkeit in China eingeführt und künstlich gefördert hat, bitter beklagt wird. Anstatt die Chinesen, so führt der Schreiber in seinen vortrefflichen Darlegungen aus, für die Lehren des Christentums dadurch zu gewinnen, dass man sie von ihrer Erhabenheit überzeugte, hat man das Missionswerk zu einer politischen Forderung gemacht und seine Duldung durch die Staatsverträge erzwungen. „Aus meines Herzens Tiefe wünschte ich, dass die Verträge niemals religiöse Dinge erwähnt hätten,“ so heisst es unter anderen. „Gern wollte ich die Hindernisse auf mich nehmen, die aus der Feindseligkeit der chinesischen Beamten entstehen würden, wenn wir nur frei wären von den Hindernissen, die uns durch die Freundlichkeit derer erwachsen sind, die die Verträge abgeschlossen haben.“

Fr.

sicher zu stellen, so finden wir bei ihnen keine Bereitwilligkeit, die Erörterung auf eine gleichmässige Basis zu stellen. Wenn die Erörterung beginnt, so werden unannehmbare Mittel angegeben, die uns mit Gewalt aufgezwungen werden sollen, damit man so in den Stand kommt, die Sache abzuschliessen.“ Die Denkschrift ist mit derselben nichtachtenden Gleichgiltigkeit behandelt worden wie beinahe jede chinesische Anregung in jener Zeit der Verständnislosigkeit. In die neuen während der letzten Jahre mit China abgeschlossenen Handelsverträge (Deutschland hat den seinigen noch nicht abgeschlossen) ist die Bestimmung aufgenommen worden, dass die Missionarfrage eine internationale Regelung erfahren solle. Es wird abzuwarten sein, ob man sich in Europa auch fernerhin der Wichtigkeit des Gegenstandes verschliessen wird. Darüber kann jedenfalls kein Zweifel sein, dass der Kern des unbefriedigenden Verhältnisses zwischen China und dem Westen die Missionarfrage ist. —

Wenn wir nun jetzt, ausgerüstet mit einer tieferen Erkenntnis der Dinge, die ostasiatische Geschichte der letzten fünfzig Jahre überblicken, so finden wir hier die neue Bestätigung einer geschichtlichen Wahrheit, deren bewusste Erkenntnis auch uns erst die Neuzeit gebracht hat: es ist die endgiltige Überlegenheit des begrenzten National-Staates über den nicht begrenzten Universal-Staat. Ein moderner Geschichtsphilosoph*) hat, ohne auf chinesische Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, ja anscheinend sogar ohne sie zu kennen, in einem besonderen Kapitel seines Werkes ausführlich dargetan, wie die Idee des Universal-Staates neben der äusserlichen Unbegrenztheit die innerliche Begrenztheit zur notwendigen Voraussetzung hat, ebenso wie die des National-Staates neben der äusserlichen Begrenztheit die innerliche Unbegrenztheit. d. h. mit anderen Worten: der universale Weltstaat ist nur möglich, wenn die geistige Entwicklung des Individuums in bestimmten, von der Zentral-Idee vorgezeichneten, gleichmässigen Grenzen gehalten wird, während in dem

*) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Aufl. Band II, Kapitel 8. (S. 662 ff.)

durch seine Landesgrenzen abgeschlossenen National-Staate die Möglichkeit der freien Entfaltung und Betätigung des Individuums gegeben ist. Diese Lehre findet in der ostasiasitischen Geschichte ihre glänzende Bestätigung. Es waren nicht blos die technische Überlegenheit, der unternehmungsfrohe Geist oder andere Rasse-Eigenschaften, die dem Abendlande den raschen und völligen Sieg über das Chinesentum verschafften; alle diese Dinge waren nur Wirkungen der tiefer liegenden Ursache. Gerade das neunzehnte Jahrhundert hatte dem Europäertum nach der Vernichtung der napoleonischen Welt-herrschaft den modernen nationalen Staat gebracht, man wollte nicht mehr in einer kosmopolitischen Allgemeinheit aufgehen, sondern geschlossene Gruppen bilden, in denen man seine Eigenart sichergestellt sah und frei entwickeln konnte. Man verlangte, wie es in der vorhin erwähnten chinesischen Schrift hiess, nach dem Rechte der Persönlichkeit, und hier strömt die Quelle aller nationalen Kraft. In dem unbegrenzten chinesischen Weltstaate dagegen hatte das confucianische System sein Werk der gleichmässigen Ausgestaltung der Geister gründlich besorgt: eine Eigenart der chinesischen Kulturwelt war geschaffen, aber diese Kulturwelt war nicht mehr das lebensvolle Sammelbecken der vielgestaltigen Leistungen einer unendlichen Zahl von frei entwickelten Individuen, sondern sie war eine einförmige, starre, leblose Masse — das Universum war gerettet, aber die Persönlichkeit war tot. Wir sehen jetzt auch, warum in dem confucianischen Universal-Staate für einen Patriotismus in unserem Sinne kein Raum war, und warum das begabte chinesische Volk in allen diesen Jahren nicht im Stande gewesen ist, Männer hervorzubringen, die, hoch über die Massen emporragend, zu Führern ihres Volkes wurden, ihm neue Bahnen wiesen und der Begehrlichkeit des Europäertums ein Halt geboten. Die Fesseln, mit denen das Ritual des Confucius die Persönlichkeit eingeschnürt hatte, waren zu stark, als das ein Einzelner sie hätte sprengen können; an Versuchen hat es nicht gefehlt, aber einen Erfolg wird erst die Zeit und die mit ihr reifende Erkenntnis Aller

bringen. Von welcher überlegenen Stärke die Erfassung des nationalen Gedankens gegenüber dem Universalismus ist, zeigt in Ostasien am deutlichsten die Neugründung des japanischen Staates. In Folge seiner insularen Lage hat Japan, wie schon erwähnt, politisch anscheinend niemals zu der chinesischen Welt gehört, und da die Verbindung mit China immer nur eine losere sein konnte, hat es sich auch geistig eine gewisse, wenn auch nur mässige, Unabhängigkeit bewahrt. Schon aus diesen Gründen wurde ihm das Ausscheiden aus der chinesischen Kulturwelt leichter, zugleich damit aber erwachte auch ihm das Bewusstsein der Persönlichkeit und ihrer Rechte, wenn auch zunächst lediglich als Rassenbewusstsein, ein wachsender Betätigungsdrang war die Folge, und von den Resultaten sind wir heute die Zeugen.

Die nähere Berührung mit dem ostasiatischen Kulturkreise zeigt uns also, wie verschieden der Entwicklungsgang ist, den das menschliche Geistesleben genommen hat. Wir mögen uns zwar mit Recht dessen rühmen, dass das unsrige zur Zeit das am höchsten entwickelte ist, und zum Beweise auf seine ungeheuren Erfolge hinzeigen, aber das gibt uns keineswegs das Recht, auf alle anderen Kultur-Auffassungen an sich als minderwertige herabzusehen, sie von unserer Beachtung auszuschliessen und ihnen jede selbständige Entwicklungsfähigkeit abzusprechen. Wir werden daher im Hinblick auf die Lehren, die sich aus unseren Beziehungen zu Ostasien ergeben, unsere geschichtlichen Anschauungen wenn nicht modifizieren, so jedenfalls erheblich erweitern müssen. Es war schon vorhin erwähnt worden, dass wir Europäer, wenn wir von „Weltgeschichte“ sprechen, eigentlich nur die Völker des abendländischen Kulturkreises meinen. Demselben Gedanken hat im vorigen Jahre ein japanischer Gelehrter Ausdruck gegeben, In einem Aufsätze der japanischen Zeitschrift Kokumin-no-Tomo über „das Studium der Geschichte vom Standpunkte des Orients“ führt Professor Ukita aus, dass man den Begriff Geschichte in Europa viel zu eng auffasse, denn bisher habe man sich dort eigentlich nur mit der Geschichte

der europäischen Völker beschäftigt. Er gibt dann einen Überblick über die politisch-sozialen Entwicklungsphasen der Menschheit und kommt zu dem Schlusse, dass der nationale Individualismus der Staaten nicht das Endstadium der Menschheit sein könne. Die neueste Geschichte sei der Beginn einer Periode, in der alle Menschen als Mitglieder einer Rasse anerkannt werden.

Bei diesem letzten Gedanken wenden sich unsere Blicke fragend der Zukunft zu. Der chinesische Weltstaat ist politisch aufgelöst, die Aussenländer des Mittelreichs sind fast sämtlich in den Besitz nationaler Staaten übergegangen, das Mittelreich selbst hat erkannt, dass es, wenn es selbständig weiter bestehen will, sich ebenfalls in den geschlossenen National-Staat umwandeln muss. Diese Umwandlung hat bereits eingesetzt und schreitet mit wachsender Intensität weiter. Die Lehren des Neu-Confucianismus, die ich in meinen früheren Vorträgen erwähnt habe, und ihr zunehmender Einfluss, zeigen die Erkenntnis und ihre Wirkung deutlich an. Wie wird sich unter diesen Umständen das Verhältnis von West zu Ost gestalten? Werden sich dort wie hier nationale Staaten bilden, die, in bewusstem Gegensatz zu einander stehend, alle, jeder für sich, ihre Eigenart und ihre Interessen rücksichtslos gegen einander zur Geltung zu bringen suchen? Wird dann der nationale Individualismus zum Chauvinismus auswachsen? und werden wir dann in verstärktem Maasse das erhalten, was Nietzsche „das Zeitalter des Nationalitätswahnsinns“ genannt hat? Werden sich dann vielleicht, zur wirksameren Geltendmachung ihrer Eigenart, mehrere durch Abstammung verwandte oder geographisch zusammengehörige Individual-Staaten zusammenschliessen und eine Rassengemeinschaft bilden? Werden sich so eine weisse und eine gelbe Rasse gegenüber stehen und einen erbitterten Kampf um die Herrschaft oder Nutzung der Erde führen, wie man es jetzt so lebhaft in Europa erörtert? Einer oft gehörten Auffassung nach scheint dies ja in der Tat der Entwicklungs-Gang der Weltgeschichte werden zu sollen: Kampf der beiden Rassen

unter einander bis zur Unterdrückung oder Vernichtung der einen. Auch in Ostasien hat man bereits diesen Lauf der Dinge in's Auge gefasst, das zeigen vor allem die Satzungen des von Japan in's Leben gerufenen „ostasiatischen Kulturbundes,“ das zeigen in China zahlreiche Schriften der modernen Litteratur. So lesen wir in dem interessanten Aufsätze eines Anonymus über Rassenfragen, in dem die Darwinsche Theorie von der Entstehung der Arten auch auf die politische Entwicklung der Menschheit angewandt wird: „Im hohen Altertume kämpfte die Rasse der Menschen mit der Rasse der Tiere; der Mensch blieb Sieger, weil er sich mit seines gleichen zusammentat, die Tiere aber allein blieben. Im Mittelalter kämpfte die chinesische Rasse mit den Rassen der Barbaren; die Chinesen blieben Sieger, weil sie Kultur besaßen, die Barbaren aber unwissend waren. Nun gibt es aber mehrere einander gleichstehende Rassen, darunter werden die europäische und die asiatische Rasse um die Herrschaft kämpfen“. Das Recht des Stärkeren auf Fortbestand wird also auch hier gelten, die eine Rasse wird bleiben und herrschen, die sich als die zäheste und klügste erweist. Eine natürliche Lösung, und doch für den sittlichen Menschen unbefriedigend. Es fehlt denn auch nicht an Stimmen, im Osten wie im Westen, die warnen vor dieser Lehre vom Rassenkampfe. Der Weg der Menschheit führt zum Lichte, so sagen sie, nur was sittlich verworfen ist, wird untergehen; was gut, was gerecht, was wahr ist, wird bleiben und herrschen ohne Rücksicht auf Rasse und Volk. Die am höchsten stehenden Völker aber haben am meisten die Pflicht, diese sittliche Weltordnung zu fördern, an dem Kultur-Ausgleich der Rassen zu arbeiten und die ethische Einheit des Menschengeschlechts als letztes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Dass die Lehre von der künftigen Welteinheit und dem Weltfrieden ein uralter Glaubenssatz des chinesischen Universalismus sei, habe ich bereits in meinem letzten Vortrage erwähnt, an ihr hält auch der Neu-Confucianismus fest, und sie klingt uns aus seinen Schriften bald als unerschütterliche Überzeugung, bald als wehmütige Sehnsucht, bald

als bittere Anklage gegen das Abendland entgegen. Selbst in Japan, das zur Zeit der eigentliche Träger der Idee des Rassenkampfes ist, machen sich Anzeichen einer Strömung bemerkbar, die diese Idee verwirft. Die Ausführungen des Prof. Ukita habe ich bereits erwähnt; ein anderer vorurteilsfreier Japaner, Uchimura Kanzo, ein Christ, schrieb im vorigen Jahre bald nach Ausbruch des Krieges, nachdem er seinem Bedauern darüber Ausdruck gegeben: „Der Krieg wird wenigstens den Vorteil haben, dass er die Aufmerksamkeit der Welt auf den Mangel an Achtung lenkt, den für gewöhnlich die sogenannten christlichen Nationen den nicht so genannten Völkern zeigen . . . Eine grosse Lehre wird sich für die Zukunft daraus ergeben: dieser russisch-japanische Krieg wird nicht zu Ende kommen, ohne dass die Christenheit an Russlands Erfahrung gelernt haben wird, dass der Allmächtige ein und dasselbe Gesetz gegeben hat für die ganze Menschheit, dass man jedem Menschen Achtung schuldet, weil er ein Mensch ist, und dass es äusserst gefährlich ist, dieses Gesetz zu übertreten.“ Auch im Abendlande sind in neuester Zeit die Stimmen zahlreicher und lauter geworden, die mahnen, die höchsten Güter der Menschheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, auch im Verkehre der Völker mehr als bisher zur Geltung zu bringen. Ich brauche nur an das Wort aus Allerhöchstem Munde von „der Solidarität der Kultur-Völker“ zu erinnern, an die Reden des Präsidenten Roosevelt, an die Schiedsverträge, an die Bemühungen, ein internationales Recht (auch Privatrecht) mit Rechtsprechung zu schaffen u. a. Jedes einzelne davon bedeutet nicht viel, aber, zusammengenommen, zeigt es, dass man sich auch hier an die „ethische Einheit“ des Menschengeschlechts erinnert.

Im Hinblick auf diese wachsenden Regungen eines gewissen sittlichen Einheits-Gefühls scheint es mithin keine unbedingte Notwendigkeit zu sein, sich das künftige Verhältnis des Abendlandes zu Ostasien ausschliesslich unter dem Zeichen des Kampfes vorzustellen. Dazu kommen Erwägungen höchst nüchterner Art. Wir sprechen von einer weissen Rasse

oder einer abendländischen Rasse auch im politischen Sinne. Wo sind die Träger dieser Rasse-Einheit? In Russland? Augenblicklich könnte es fast so scheinen, aber vor dem Kriege sprach man anders in Russland — man braucht nur die Schriften des Fürsten Uchtomski zu lesen, der im Namen des Slawentums eine Verbindung mit dem germanischen Europa in ostasiatischen Dingen mit Entrüstung von sich wies. Oder in England? Der Engländer pflegt von sich mit einem gewissen Stolze zu sagen, er sei ein schlechter Europäer. England kennt nur eine privilegierte Rasse, die englische, alles andere steht auf gleichem Niveau — unter ihr. Oder etwa in Amerika? Die Erfahrungen von 1900 haben gezeigt, dass die Union in Ostasien ihre eigenen Wege zu wandeln wünscht. Unter solchen Umständen erscheint es kaum angebracht, wenn Deutschland sich zum eifrigen Träger einer Idee machen wollte, die anderswo weder beliebt noch aussichtsvoll ist, wenn es als unverlangter Anwalt einer Rasse-Einheit auftreten würde, die höchstens in ethnologischen Theorien vorhanden ist, politisch aber eine imaginäre Grösse darstellt. Auch auf der ostasiatischen Seite ist die wirkliche Neigung zu einem Rassen-Zusammenschluss (beiläufig sei hier bemerkt, dass es sich ethnologisch um eine einheitliche Rasse dort gar nicht handelt) vorläufig noch eine einseitige. Dem chinesischen Universal-Staate waren Rassen-Scheidung und Rassen-Hass naturgemäss fremd, erst das Abendland hat diese Begriffe dort eingeführt, Japan hat sie aufgenommen und ist jetzt der ehrgeizige Vorkämpfer eines neuen Rassebundes. Noch steht China zögernd und unschlüssig diesen Werbungen gegenüber, unter dem Einflusse des confucianischen Systems war es niemals aggressiv und von kriegerischem Ehrgeize erfüllt. Vielleicht hatte der japanische Staatsmann Suyematsu diese Eigenschaften im Sinne, als er vor kurzem schrieb: „Charakterzüge und Ideen in China und Japan sind im allgemeinen von so ausgeprägter Verschiedenheit, dass eine Amalgamirung der beiden Nationen eine Unmöglichkeit ist.*)

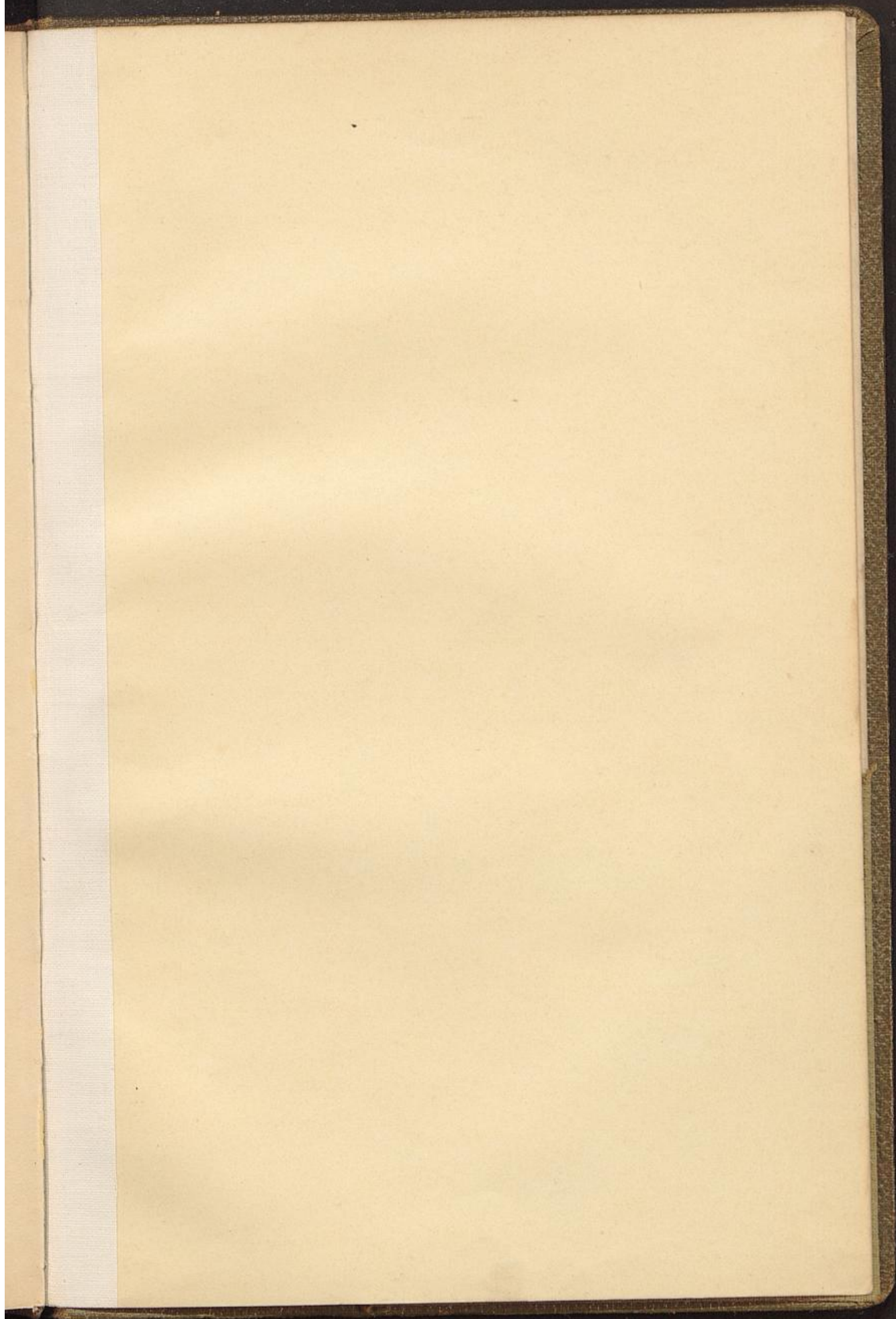
*) A. Stead, Japan by the Japanese S. 578.

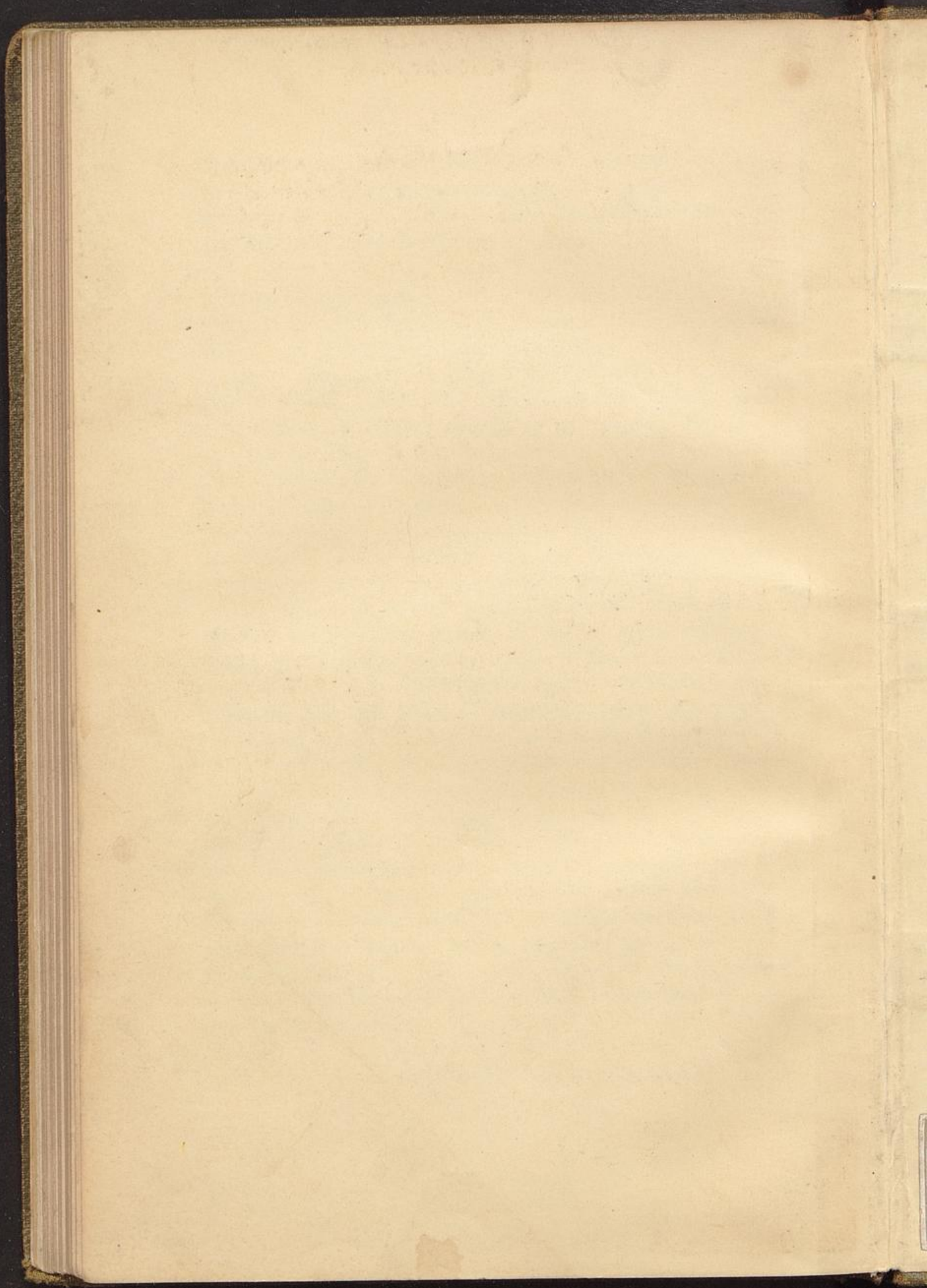
Wesentlich von der Haltung des Abendlandes wird es abhängen, ob China künftig mit Japan und in japanischem Geiste seine historische Rolle spielen, oder ob es dereinst als geschlossener National-Staat selbständig, ohne Rassebeziehungen, der Gemeinschaft der Völker angehören wird.

Unsere Betrachtungen werfen einen Lichtstrahl vor uns auf den Pfad, den wir wandeln sollen. Statt uns in eine unfruchtbare Feindseligkeit hineinzureden, sollen wir uns versöhnlichen Geistes bemühen, China zu uns heranzuziehen; bei dem erstrebten Kultur-Ausgleich sollen wir ihm helfend die Hand reichen, anstatt es immer tiefer in den Rassen-Gegensatz hineinzutreiben. Mit einem Worte: über den allzu eifrigen Erörterungen der „gelben Gefahr“ dürfen wir als grosses Kultur-Volk nicht jene höheren Aufgaben vergessen, die nicht im Rassenkampfe ihr Ende finden. Zwar die Welt-einheit und der Weltfriede, wie der Confucianismus sie lehrt, werden noch für ungezählte Generationen ein schöner Traum bleiben, wir werden unsere starke Rüstung noch lange tragen und sie vielleicht in harten Kämpfen erproben müssen; auch bis zur Entwicklung der oft ersehnten einheitlichen Weltwirtschaft scheint es noch ein unabsehbarer Weg zu sein. Und doch, trotz alledem, dürfen wir den Glauben an eine Entwicklung nach höheren, besseren Zielen zu nicht verlieren, denn ohne das wird unser Ringen zwecklos, hat die Weltgeschichte keinen Sinn. Es ist gut, wenn wir in der Detail-Arbeit und Aufregung unserer kurzen Lebensspanne zuweilen innehalten, Atem schöpfen, um uns blicken. Dann werden wir sehen, dass der Gang der Geschichte uns rastlos weiter führt, und dass auch dort Bewegung vorhanden war, wo wir im Augenblick keine zu bemerken glaubten. Wir werden erkennen, dass die Weltgeschichte Zeit braucht für ihre Entwicklungen, und wir werden den richtigen Massstab hierfür wiederfinden, der uns im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität nur zu leicht verloren geht. Solche Betrachtungen werden uns gerechter in der Beurteilung fremden Geisteslebens machen, uns Geduld bei unseren Plänen lehren und uns verhindern, klein-

mütig zu werden, wenn Misserfolge uns aufhalten, so dass wir unverzagt und hoffnungsfreudig an unsere nationale Arbeit zurückkehren, weiter schaffend, weiter kämpfend, der Menschheit zum Heile, unserem Volke zur Ehre.

Seine Durchlaucht Prinz von Arenberg als Vorsitzender: „In ungewöhnlich eleganter Form ist heute Abend ein Gegenstand von allgemeinem Interesse behandelt worden, und uns eine Fülle geistreicher Extrakte geboten worden. Wenn wir die Nutzenanwendung aus dem soeben Gehörten ziehen wollen, so ist es ganz klar, dass, wenn Deutschland die ihm zustehenden Aufgaben im fernen Osten erfüllen will, es dasjenige Verständnis für chinesisches Wesen und für die chinesische Kultur zeigen muss, das der Herr Vortragende uns gekennzeichnet hat. Wir alle haben aus der Geschichte gelernt, dass die Hauptursachen der Zwistigkeiten auf Missverständnissen beruhen, und wenn wir unsere eigenen Interessen verfolgen in einem Lande, wo wir lediglich Vertragsrechte haben, so ist es die elementarste Pflicht der Gerechtigkeit und Klugheit, dass wir die Kultur dieses Volkes zu verstehen und zu achten uns bemühen, und deswegen, weil der Herr Vortragende in geistvoller Weise die Gründe für die zwischen dem Abendlande und dem fernen Osten herrschenden Missverständnisse, weil er diese Gründe so lichtvoll klargestellt hat, ist der Vortrag für uns von unbedingt praktischem Nutzen und praktischer Anwendbarkeit. Ich glaube, dass keiner von uns in irgend einer Weise einen von den heute ausgesprochenen Gedanken zu bekämpfen versuchen wird, ich glaube, dass wir alle von der Richtigkeit der hier entwickelten Anschauungen und Grundsätze überzeugt sind, und erlaube mir in Ihrer aller Namen für diese Belehrung dem Vortragenden den wärmsten Dank auszusprechen und bitte Sie, sich zum Zeichen des Dankes von den Plätzen zu erheben.“ (Geschicht.)





2 Ev 86

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen





F
c
568

FC
0568
-8